

Nr. 290 Bydgoszcz / Bromberg, 19. Dezember 1937

Der krumme Kreis.

Roman von Gerald Verner.

(2. Fortsetzung.)

IV.

Mr. Budd.

Es war nur ein geringfügiger Anlaß, was Chefkommissar Budd an diesem sonnigen Oktobermorgen nach Berkshire geführt hatte. In einem Landhaus war eingebrochen worden, — ein vereinzelter Fall. Der Täter war gefaßt worden, ehe er verschwinden konnte. Er war der Polizei wohlbekannt, — ein „Einsteigdieb“, namens Docker. Als der breitschultrige Chefkommissar erfuhr, daß der Mann im Ortsgefängnis von Newbury sitze, hatte er Interesse daran genommen. Er war nämlich schon seit einigen Wochen hinter Mr. Docker her, — im Zusammenhang mit einem andern Fall, den er selbst bearbeitete, — und hoffte, daß ihm der Einbrecher über verschiedene Dinge Auskunft geben könnte.

„Ich weiß absolut nichts von der Sache,“ erklärte jedoch der kleine Kerl mit verbissenem Gesicht, als ihn Mr. Budd in seiner Zelle aufsuchte,“ — genau so wenig wie von dem Einbruch, den man mir jetzt anhängen will. Ich soll ein fremdes Haus betreten, um zu klauen? Da kennen Sie mich schlecht! Ich wollte dem Besitzer nur einen Gefallen tun, und das ist nun der Dank!“ Entrüstet sah er sich in dem engen Raum um.

„Man hat gesehen, wie Sie die Leiter hinuntergestiegen sind, die Sie gegen das Fenster des Badezimmers gelehnt hatten,“ bemerkte gleichmütig der Inspektor der Ortspolizei. der an dem Verhör teilnahm.

„Das habe ich bereits aufgeklärt,“ erwiderte Mr. Docker würdevoll. „Ich kam zufällig an dem Hause vorbei und sah die Leiter an der Wand stehen. „Na, sag ich mir,“ das lädt ja geradezu zum Einsteigen ein!“ Das muß doch Diebe und Räuber direkt anziehen! Ich ging also hinein, um die Leiter wegzuschaffen, — und da faßten sie mich.“

„Ach, was Sie sagen!“ Mr. Budd schüttelte langsam den Kopf. „Und die beiden Schmuckkästchen in Ihren Taschen, — die haben wohl die Heinzelmännchen hineingesteckt?“

„Ich weiß tatsächlich nicht, wie sie hineingekommen sind,“ erklärte Mr. Docker treuherzig. „Ich war einfach erschlagen, als ich sie sah.“

„Davon bin ich überzeugt, „bemerkte der Detektiv trocken.

Ohne auf den Einwurf zu achten, fuhr der Spitzbube fort: „Ich kann es mir nicht anders erklären, als daß die Polizei sie mir in die Tasche gesteckt hat. Das tut ihr ja öfters . . .“

Als sie ihn verließen, schimpfte er immer noch über die „skandalösen Zustände“ bei der Polizei.

Mr. Budds Fahrt nach Berkshire war also ein Fehlschlag, — soweit es sich um die Auskünfte handelte, die er von Docker erhofft hatte. Doch da er nun einmal hier war, beschloß er, seinem Freund, Chefkommissar Foley in Thatchley einen Besuch abzustatten.

Foley war auf seinen eigenen Wunsch vor einigen Jahren von der Londoner Polizei hierher versetzt worden. In früheren Tagen waren sie zu zweit manche Streife gegangen und hatten treue Kameradschaft gehalten. Wenn einer jetzt in die Nähe des andern kam, pflegte er ihn zu besuchen; dann verbrachten sie gemeinsam vergnügte Stunden, plauderten über die alten Zeiten und debattierten über Fälle, die sich kürzlich ereignet hatten.

Mr. Budd fand den Freund am Schreibtisch seines Amtszimmers in dem freundlich aussehenden, ländlichen Stationsgebäude.

Foley begrüßte seinen Gast mit einem erfreuten Lächeln. Er war ein hagerer Mann von gesunder Hautfarbe und mit dem scharfen Blick, den Menschen haben, die viel im Freien sind. Sein gelichtetes Haar war ergraut. Der freundliche Ausdruck seines Gesichts schien besser zu einem leutseligen Bischof zu passen, als zu einem Menschenjäger. Chefkommissar Foley hatte auch selten Gelegenheit, die aufregenden Seiten seines Berufes kennenzulernen Seine Arbeit bestand zum größten Teil darin, entlaufenes Vieh wieder einfangen zu lassen, Kinder zurechtzuweisen, wenn sie mutwillig Schaden angerichtet hatten, ab und zu einmal einen Vagabunden vorzunehmen, der sich in seinem Bezirk sehen ließ, und gelegentlich einem Geflügeldieb nachzuspüren.

„Das ist mal eine frohe Überraschung, Budd!“ sagte er, während sie sich die Hand schüttelten. „Was führt dich hierher?“

Budd erklärte es ihm. Der andere blinzelte lustig mit den Augen.

„Das ist der erste aufregende Fall, den wir hier in der Gegend hatten, seit dem Bauern Cobb sein Heuschober abbrannte. — Man hat den Kerl bemerkt, wie er eine Leiter an Mr. Kentons Haus hinabstieg. Übrigens mußt du daran vorbeigekommen sein, — es ist eine große, weiße Villa. Die Torpfeiler der Einfahrt sind mit steinernen Griffen verziert.“

„Ich erinnere mich.“

„Der Diener sah ihn,“ fuhr Foley fort,“ und hielt ihn fest, während ein Dienstmädchen zur Polizei lief. Der Kerl hatte eine ganze Menge Schmucksachen erbeutet. Natürlich schwur er, wir hätten sie ihm nach der Verhaftung in die Tasche gesteckt. — Hier bei uns ist schlecht für die Sicherheit solcher Leute gesorgt, deshalb mußten wir ihn nach Newbury bringen. Er seufzte bedauernd. „Hier in Thatchley erlebt man nicht viel Aufregendes!“

„Ich beneide dich,“ meinte Dr. Budd schläfrig. „Mir kämen ein paar Wochen auf so einem friedlichen Posten gerade recht.“

„Du würdest es bald satt bekommen!“

Ein Klopfen an der Tür unterbrach Foley. Ein uniformierter Schutzmann trat ins Zimmer.

„Eben wurde von Mr. Grindleys Hause angerufen.“ Stimme und Miene des Serganten verrieten seine Erregung. „Dort soll ein Mord geschehen sein. Man fand heute vormittag einen Mann namens Jarvis im Gartenhaus der Villa erstochen auf.“

Foleys stahlblaue Augen blitzten.

„Ein Mord!" Mr. Budd mußte fast ein Lächeln unterdrücken, als er die Genugtuung in der Stimme 'eines Freundes vernahm. „Ich komme sofort, — wer hat angerufen, der alte Herr selbst?"

Der Sergeant schüttelte den Kopf.
„Die junge Dame, — Miß Hatton."
„Aha!" Foley nickte. „Ist Archer da?"
„Jawohl Sir.

„Archer kommt mit. — Rufen Sie Dr. Bisham an und bitten Sie ihn, hinaus in die Villa zu kommen. — Einen Augenblick!

Er winkte den Mann zurück, der sich schon zur Tür gewandt hatte. „Sagen Sie Archer, er soll ein Auto aus Garage holen."

„Nicht nötig, Foley," warf Mr. Budd ein und gähnte hinter der Hand. „Mein Wagen steht draußen, ich bringe euch hin."

„Um so besser!" erwiderte Foley. Als der Sergeant gegangen war, fuhr er fort: „Ein merkwürdiger Zufall, daß das gerade jetzt passieren muß, als ich eben sagte, wie ruhig es hier ist!" Er erhob sich und nahm vom Schreibtisch verschiedene Sachen auf, die er bei der bevorstehenden Besichtigung brauchte.

„Wer ist Grindley?" fragte Mr. Budd.

„Ein ziemlich unangenehmer Patron. — Reich wie Krösus und niederträchtig wie der Satan. Seine Nichte ist eine nette Person, sehr hübsch, — aber er behandelt sie schlecht. Er ist der beste ... nn im Dorf."

„Wohnt er schon lange hier?" fragte der dicke Chefkommissar in seiner trägen Art.

„Seit etwa zehn Jahren.

„Und der Ermordete — wie hieß er gleich? — gehört der mit zum Hause?"

Foley schüttelte den Kopf.

„Nein, — ich kenne ihn nicht. Wahrschenlch ein Freund des alten Grindley."

Er fuhr in den Mantel und ging mit seinem dicken Freund durch den kleinen Wachraum auf die Straße hinaus. Konstabler Archer wartete bereits neben Mr. Budds klapprigem Vehikel. Mühsam zwängte sich Foley auf den Vordersitz neben seinen Freund. Der Konstabler stieg hinten ein, und sie zuckelten los. Es war ein gutes Stück Weges bis zu Mr. Grindleys Villa, denn sie lag am äußersten Ende des Dorfes. Als sie den schmalen Landweg erreicht hatten, der zu der weißen Eingangspforte führte, ließ Foley halten.

„Wir müssen den Wagen hier zurücklassen und den Rest des Weges zu Fuß gehen, „Rosenkavalier". Der Weg ist zu eng für ein Auto." Foley nannte seinen behäbigen Freund gern mit dem Spitznamen, den Mr. Budd vor langen Jahren wegen seines blühenden Aussehens erhalten hatte, — übrigens nicht ganz zu recht, denn er hatte sonst mit jener Gestalt wenig gemein. —

Foley führte die beiden andern den Landweg entlang nach dem Hause Mr. Grindleys.

Ein adrettes Dienstmädchen öffnete auf sein Klingeln. Mr. Budd betrachtete sie neugierig. Er glaubte, sie schon früher einmal gesehen zu haben, doch konnte er sich nicht erinnern, wo. Vielleicht täuschte ihn auch nur eine zufällige Ähnlichkeit.

Foley wies sich aus und fragte nach Mr. Grindley. Das Mädchen bat sie in die Halle; sie schien tödlich erschrocken zu sein.

„Einen Augenblick, Sir," sagte sie mit furchtsamer Stimme.

Sie verschwand in einer Tür zur Rechten und kam nach kurzer Zeit zurück.

„Bitte, folgen Sie mir ins Arbeitszimmer. Miß Hatton wird sofort erscheinen."

Die Beamten traten ein. Mr. Budd ließ den Blick langsam über den kahlen Raum gleiten. Er machte die stille Feststellung, daß Mr. Grindley anscheinend keine Vorliebe für Behaglichkeit besitze. Der Schreibtischsessel war nicht gepolstert, nirgends stand ein Bücherschrank, der die Nüchternheit des Zimmers etwas gemildert hätte. Jeder Gegenstand diente einem Zweck, — nicht um das Auge des Beschauers zu erfreuen, sondern um dem Besitzer seine Arbeit — gleichgültig, worin sie nun bestehen mochte — zu erleichtern. Eine Minute verging, — dann trat Eve Hatton ein.

Der Rosenkavalier war trotz seines Namens wenig empfänglich für weibliche Schönheit, aber auch er mußte zugeben, daß Eve sehr hübsch war. Sie begrüßte die Besucher, ohne Erregung zu zeigen. Nur ein leichtes Zittern ihrer Hand verriet, mit welcher Mühe sie sich beherrschte.

„Mein Onkel ist auf sein Zimmer gegangen. — Das schreckliche Ereignis hat ihn sehr mitgenommen, aber wenn Sie ihn zu sprechen wünschen, wird er herunterkommen."

Foley nahm das Wort.

„Vielen Dank, Miß Hatton, das hat Zeit. — Würden Sie uns vielleicht erst kurz erzählen, was sich zugetragen hat?"

Eve neigte zustimmend den Kopf. Ihre Stimme war fest, als sie von den Ereignissen des Vormittags berichtete. keiner von ihren Zuhörern ahnte, welche Anstrengung ihr jedes einzelne Wort kostete. Nur Mr. Budds schläfrige Augen bemerkten genau, wie ihre Lippen hin und wieder zuckten, und beachteten auch die anderen Anzeichen ihrer inneren Erregung.

„Das scheint ja ein ganz außergewöhnlicher Fall zu sein, Miß Hatton!" bemerkte Foley, als sie ihre Erzählung beendet hatte. „Sie haben vermutlich nicht die geringste Ahnung, wer den Mord begangen haben könnte."

Sie schüttelte nur den Kopf.
„Hat Mr. Grindley einen Verdacht geäußert?"
„Nein, bestimmt nicht," erwiderte sie.

„Eine rätselhafte Geschichte!" — Der Tote war hier nicht ansässig, sondern kam nur zu einem kurzen Besuch heraus. Wer konnte wissen, daß er sich in das Gartenhaus begeben hatte?"

Niemand antwortete ihm af seine Frage. — Auch Mr. Budd war dieser Punkt schon aufgefallen; soweit er die Dinge übersah, konnten es nur Mr. Grindleys Hausgenossen wissen. Aber er hatte amtlich nichts mit dem Fall zu tun und hielt deshalb mit seiner Vermutung zurück.

Foley stellte noch einige Fragen an das Mädchen, dann glaubte er nichts weiter erfahren zu können.

„Ich möchte jetzt den Tatort besichtigen, Miß Hatton."
Eve ging an die Glastür und öffnete sie.
„Das ist der kürzeste Weg."

Die anderen folgten ihr über den Rasen. Foley schritt neben Eve und wandte sich freundlich an sie:
„Sie brauchen uns nicht zu begleiten, Miß Hatton. Bitte geben Sie uns nur die Richtung an, wir werden schon hinfinden."

Am Anfang des Gartenweges blieb sie stehen und zeigte ihnen, wie sie zu gehen hatten.

„Dieser Weg führt direkt hin. Das Häuschen liegt hinter der Biegung dort."

Foley dankte ihr und Eve wandte sich schon zum Gehen, als Mr. Budd, der soeben wieder mit Mühe ein Gähnen unterdrückte, halbverborgen unter einem üppigen Lorbeerstrauch etwas Weißes erspähte. Es lag dicht neben dem Pfad. Er bückte sich und hob es auf. Es war ein Taschentuch und gehörte, nach der Größe zu urteilen, einem Manne. Das Leinen war von guter Qualität, und in einer Ecke war ein Monogramm eingestickt. „J. K." Wahrscheinlich war es von einem Hausbewohner verloren worden, — wo nicht, konnte es von Wichtigkeit sein.

„Kennen Sie jemand, dessen Anfangsbuchstaben J. K. lauten?" wandte er sich an Eve.

Das Mädchen war einen Augenblick wie gelähmt und starrte ihn wortlos an. Sie kannte nur einen Menschen, dessen Name mit diesen Buchstaben anfing, — Jack Kenton!"

(Fortsetzung folgt.)

Millionen für ein Leben!

Eine Geschichte von Josef Winckler.

Als die schöne Segelbarke „Gustav Wasa" auf der Reise nach Port Said in einer wirbelnden Böe scheiterte und die Passagiere, auf Deck stürzend, den jähen Tod in den unendlichen Fluten dicht vor Augen sahen, im Brausen der Dünungen klappernd bis in die kalten Knochen, da rief Mister Giles aus Chicago: „Wer mich rettet — eine Million Dollar!"

Der Matrose, der vom Fockmast sprang, lief erst zum Ankerspill durch die tobend rennende Menschenmasse, dann bahnte er sich den Weg zurück, während der Kapitän das Klarmachen der Rettungsboote anordnete, und schrie durchs Nebelhorn der Hände: „Zwei Millionen?"

Mister Giles sah gerade ein leeres Boot, das noch an den Seilen hing, zerschellen, so schlug die Schaumpranke es krachend wider die Schiffswand, und lakengroße Segelfetzen von zwölf Ellen Leinand flatterten aus der Takelung über die heulende See hin. Da schrie Giles aus weiß zitternden Lippen: „Anderthalb Millionen Dollar, wer mich rettet!"

„Du Schuft!" stieß ein anderer Matrose, der zwei Kinder im Arm trug, den kreischenden Moneymaker zur Seite, und der Kapitän ließ das nächste Boot flottmachen für Frauen und Kinder.

Mister Giles brüllte über Deck: „Zwei Millionen Dollar, wer mich rettet!" Und wie in einem Anfall von Scham oder Entschuldigung fügte er hinzu: „Ich kann nicht schwimmen!"

„Lern' es, Dicker!" grinst unsicher ein Neger, der die eiserne Truhe schleppte. Der Sturm rastete eine Pause, so daß die Rettung der Schiffbrüchigen für einen Moment hoffnungsvoller schien, und sofort schrie Giles: „Zweieinhalb Millionen Dollar, wer mich rettet!"

Der Ruf, in diesem Sturmloch schauerlich übers ganze Schiff schrillend, ließ mehrere Matrosen zugleich stutzen, auch der herkulische Neger warf plötzlich die Truhe mit den Schiffspapieren fort, und schon lief der erste Matrose zurück, bemächtigte sich des Amerikaners und brüllte blind: „Ich — ich — ich — ich —!"

Sofort erschien der Kapitän mit gespanntem Revolver und kommandierte: „Erst die Pflicht — Frauen und Kinder! Loslassen!"

„Drei Millionen Dollar!" wieherte der entsetzte Kaufmann wie auf einer tobenden Teufelsbörse um den eigenen Kopfpreis, und der erste Matrose, unbekümmert um die Schiffsordnung, hantierte mit ihm wie mit einem schweren Sack schon backbords, wo wieder ein großes Ruderboot in den Seilen gezurrt wurde. Der Neger rollte eine Öltonne hinterdrein mit verzerrtem Gesicht. Die Planken des lecken Schiffs schwankten furchtbar in einem schwindelnden Winkel, der Neger warf sich mit seinem nackten Leib vor die abrollende Tonne und hielt sie auf. Dünungen jagten brausend heran wie polternde Meergespenster. Gleich mußte das Schiff untergehen vor dem alles zermalmenden Anprall.

Und da bot der Entsetzte: „Vier Millionen — — bis zum letzten Cent mein ganzes Vermögen, die ganze Fabrik, zwölf Stadthäuser und eine Viehfarm!"

Da waren's bereits drei Matrosen, die sich um ihn mühten, keuchend vor Wut der Rettung, von Brechern halb betäubt — alle Ladungen spülten rundum über Bord und schaukelten in wirrem Hexentanz. Der ohnmächtige Dicke entglitschte ihnen immer wieder auf den schrägen Planken — in anderthalb Seemeilen Entfernung kreuzte ein Kutter gegen den Wind vorüber, doch schien auch er bereits Havarie zu haben und verschwand im grauen Hagelschauer. Das Schiff bockte und rollte, ein tückischer Windschlag traf von Backbord. Das Deck war schon ganz leer gefegt, das Schiff ging miteins hoch in den Wind, schaukelte tief zurück zur See, der Großbaum splitterte — da erhaschten die blutenden Matrosen eine seefeste Trosse, stemmten den Dicken, sein kolossales Gewicht auf der Öltonne festzubinden, der mit den Schiffbrüchigen wie in ein Boot gelangt wäre . . .

Da krachte die Barke und zog sie samt dem Millionär wie Flöhe in den Strudel mit hinab . . .

An Bord des portugiesischen, selber schwer havarierten Kutters „Santa Maria" fanden sich alle Geretteten glücklich wieder, niemand wurde vermißt, auch die drei Matrosen waren nach verzweifeltem Kampf mit der Sturmflut aufgefischt worden, und als letzten hub man auf der tanzenden Tonne den dicken Millionär an Bord. So war auch er gerettet durch übermenschliche Anstrengung.

Aus fletschendem Gebiß feixte der Neger und hopste um ihn im Kreis: „Massa, Massa — Halleluja, Massa Millionär! Bitte Douceur, bitte Douceur!" Und auch die beiden anderen Trimmer rieben sich die Hände: „Hei, das war geglückt, ein Leben in Glanz und Schwelgerei hebt an, und neidvollen Blicks starrten Passagiere wie Matrosen.

Der Dicke verschnaufte, schüttelte das Wasser aus Ärmeln und Hose, plumpste auf die Öltonne und stöhnte: „Gentlemen — bin kein Millionär — Verzeihung, ich bin Friseur aus Philadelphia!"

Der Neger sprang ihm an die Gurgel, die beiden geneppten Matrosen griffen zu ihren Messern, aber der Kapitän drängte sie zurück: „Was könnt ihr nun dagegen tun? Etwa morden? Dann brauchtet ihr ihn nicht erst zu retten! Und hättet für euch selber mit dem Meer vergebens gekämpft — und wäret nur zum Galgen als Rettungsanker geschwommen, he?"

Aber die Retter ließen sich nicht beruhigen, indes alle lachten, der älteste Maat spuckte aus, knurrte: „Jungs, immer noch 'ne gute Tat — muß euch genug sein als brave Seebären!"

Und der gewesene Millionär verneigte sich schwitzend von seiner Öltonne: „Ich will euch drei gern einmal gratis rasieren — mehr kann ich nicht tun; kommt her!"

Brandbriefsteller.

Von Christian Bock.

In allen Briefstellern, die es gibt, die sonst in den Bezirken der Liebe, des Geschäfts, des täglichen und sonntäglichen Lebens für jede Begebenheit einen Musterbrief bereit haben, scheint mir bei aller Vollständigkeit doch ein wichtiges Kapitel immer zu fehlen, ein Kapitel nämlich, das von „Brandbriefen" handelt! Vielleicht fehlt es darum, weil Briefsteller überhaupt sehr gepflegt, sehr höflich, sehr verbindlich sind, weil Autoren von gebildeten Briefstellern Brandbriefe für eine allzu grobe Angelegenheit halten.

Aber mir scheint doch, daß Brandbriefe wichtig und gar nicht so einfach zu schreiben sind, daß man eine Anweisung ohne weiteres entbehren könnte. Darf ich den Versuch unternehmen, diese Lücke in der Briefsteller-Literatur auszufüllen?

Welch ein Gefühl ist das, wenn man sich so ganz und gar im Recht glaubt, dann an den Schreibtisch schreitet, den Federhalter bebend vor gerechtem Zorn in die Tinte taucht und auf den unschuldweißen Bogen so einen Brandbrief schreibt! Die Federspitze schreit vom festen Griff, man schreibt und schreibt mit großen weiten Strichen — aber das ist nicht alle Kunst dabei, man muß sich auch zu zügeln wissen, nicht einfach grob und ungebärdig die Feder laufen lassen, wohin sie will.

Das Wichtigste an solchen Briefen ist ihre Taktik — und Taktik gibt es nicht, wo nur rohe Gewalt die Feder führt. Diese Taktik schafft zuerst, gleich im ersten Satz, schon in der Anrede jenen Abstand von drei Metern, in dem man mit dem Empfänger zu verkehren wünscht. Das ist eben der Abstand, in dem alle spitze glänzende Ironie prächtig gedeiht. Die Anrede heißt: Mein Herr! Nicht mehr, nicht weniger: nur diese hohle Floskel soll da stehen, die dem Menschen keinen Wert und Namen zugesteht, die nur seine Art bestimmt und zu verstehen gibt, daß man sprechen will.

Aber sei nun nicht grob, sei höflich! Du kannst es jetzt erleben, wie alle gewählte Höflichkeit, sobald sie in solchem Brandbrief angewendet ist, plötzlich pure Ironie wird, wie das in den Sätzen blitzt und glitzert. Ich nehme einmal an, du fingest deinen Brandbrief so an: „Als ich vor kurzem die Ehre hatte, Ihre Bekanntschaft zu machen . . ." — glänzt da nicht der höfliche Satz in seiner ganzen Hohlheit, als wäre er nie anders gemeint gewesen denn nur ironisch?

Aber bei aller Ironie, die man am besten in Nebensätze verstreut, bleibt es natürlich wichtig, dem Adressaten die Wahrheit, die man meint, gerade ins Gesicht zu sagen. Ein klassisches Beispiel für eine gute Mischung von Ironie und offener Bosheit in einem Brandbrief ist der bekannte Satz: „Falls ich Ihren sauberen errn Sohn noch einmal in meinem Garten beim Äpfelpflücken erwische . . ."

Wie trocken, wie fade und nur pathetisch klänge das, wenn es nur hieße: „Falls ich Ihren Sohn — — noch einmal erwische . . ." Nein: „Ihren Herrn Sohn — — Ihren sauberen Sohn", das gibt dem Ganzen erst Würze und Gehalt.

Wenn der andere dir erst einen Brief geschrieben hat, einen, auf den du jetzt antworten willst, dann benutze einmal irgend eine Redewendung aus dem Brief, den du bekamst, dreh diese Redewendung um, parodiere sie herauf und herunter und schreib dazu: „— — um im Stil Ihres Briefes zu bleiben." Oh, das ärgert den anderen, daß du mit seinen Sätzen jonglierst, da steigt ihm das Blut zu Kopf, und eben das willst du ja erreichen, daß ihm das Blut zu Kopf schießt, wenn er deinen Brandbrief liest.

Aber gib in keiner Zeile, mit keinem Wort je zu, daß du dich geärgert hast, schreib so, als ob du dabei lächeltest.

Wenn du in deinem Brandbrief alle Anschuldigungen angebracht hast, die anzubringen waren, und nun am Ende drohen willst, dann tu das mit Vorsicht. Schreib ruhig: „Falls Sie Ihr Gebaren nicht merklich, gründlich und sofort ändern, dann . . .", aber dann schreib nun nicht hin, was du in solchem Fall zu tun gedenkst. Undeutlich und geheimnisvoll soll deine Drohung sein, so, daß er nicht ahnt, was du wirklich zu tun gedenkst. Laß deine Waffen nie sehen, die du hast, denn nur, wenn er nicht ahnt, welcher Art sie sind, wird er sich vor ihnen fürchten. Die bekannten „geeigneten Maßnahmen" sind immer gut. „Geeignete Maßnahmen sind nichts Deutliches, nichts Offenbares, gegen das sich einer vorher rüsten kann. — Der deinen Brief bekommt, der wird herumgehen und grübeln: Was kann das sein, was hat der hinterm Rücken? Fäuste? Paragraphen? Oder? Nichts kann ihn so ängstlich machen wie das „Geeignete Maßnahmen."

So, dann kommt das Ende. Schluß und Unterschrift. Früher schrieb man gern „Mit der Ihnen gebührenden Hochachtung" und überließ es dem Empfänger selbst, sich auszurechnen, wieviel Hochachtung ihm gebührte. Es hat sich indessen eher durchgesetzt, unter den Brandbrief ohne jede Überleitung nur seinen Namen hinzuschreiben. So wird der Name zu nichts als einer Unterschrift, einem juristisch gültigen Siegel, das man mit Schwung und dicken Strichen unter das Ganze setzt.

Zuletzt kann noch ein abschließender Satz in einem belehrenden Ton dastehen: Ich gebe mich der Hoffnung hin, daß Sie meinen Brief in jenem Punkt so verstanden haben, wie ich ihn verstanden zu wissen wünsche. Schlußpunkt. Unterschrift.



Bunte Chronik



Streik wegen . . . X-Strahlen.

Anscheinend traut man den Diamantenarbeitern nicht über den Weg. Immer wieder verschwinden auf geheimnisvolle Weise Diamanten. Nun hat die Direktion der Diamantminen an der Mündung des Oranje-Flusses die Durchleuchtung aller Arbeiter durch X-Strahlen angeordnet. Jeder Arbeiter, der die Grube verläßt, muß sich zuvor . . . durchleuchten lassen. Als Protest gegen diese Maßnahme haben siebzehnhundert Diamantenarbeiter die Arbeit niedergelegt. Sie beschweren sich über diese neue Methode und behaupten, die X-Strahlen schaden ihrer Gesundheit. Die Direktion der Diamantminen will aber von dieser neuen Methode nicht abgehen. Nun haben sich die Arbeiter an den Minister von Süd-Afrika gewandt und dieser soll entscheiden, ob die Direktion berechtigt ist, ihre Arbeiter . . . durchleuchten zu lassen. Die Besprechungen zwischen den verschiedenen Instanzen haben bisher noch zu keinem Erfolg geführt. Die Grube feiert.

Weißer Wintermorgen.

Der Winter ist kommen über Nacht,
Wie ein König über den See!
Wie weiß ist die Erde aufgewacht!
Wie duftet der frische Schnee!

Der strenge Fürst kam so zart vertraut,
Als käme ein Freund zurück.
Die Welt steht herrlich wie eine Braut,
Die blaß ist vor tiefem Glück.

Frida Schanz.



Lustige Ecke



Der Schotte.

„Gestern kam ein Brief an von meinem Bruder in Australien; er hat seit über zwanzig Jahren nichts von sich hören lassen!"

„Na, was schreibt er denn?"

„Ich weiß es nicht! Der Brief war zu wenig frankiert, da hab' ich ihn zurückgehen lassen!"

*



Arzt: „Sie müssen in den Weihnachtsfeiertagen auf Ihren Magen Rücksicht nehmen und Alkohol, Tabak und fette Speisen vermeiden!"

Patient: „Erlauben Sie mir eine Frage, Herr Sanitätsrat, darf ich einen Weihnachtsbaum haben?"

*

Radiosendung, nur möglich ohne Fernsehen.



Der Kleine: „Gib mir meine Geliebte zurück, Elender, oder ich zermalme dich mit meinen bloßen Händen!"

Verantwortlicher Redakteur Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.